



Clara  
Sternberg

*Sonntags  
bei  
Sophie*

ROMAN

atb

»Willst du nicht wissen, warum?«

»Mhm! Ist gerade total spannend. Wir reden später, ja?«

Vor meinen Augen blitzte es rot auf, ich war auf einmal so wütend, dass ich am liebsten den Fernseher aus dem Fenster geschmissen hätte und Uwe gleich hinterher.

»Sophie hat einen Rückfall, sie ist wieder krank, und es ist sehr schlimm, aber lass dich nur nicht stören!«, brüllte ich so laut, dass man es bestimmt bis zum Brandenburger Tor hören konnte, aber das war mir egal. Ich nahm mein Rotweinglas, marschierte aus dem Zimmer und donnerte die Tür hinter mir zu.

Uwe folgte mir ins Arbeitszimmer, aber erst nachdem der *Tatort* vorbei war. »Sag mal, Rosa, was sollte denn der Auftritt eben? Ich verstehe, dass du dir Sorgen um Sophie machst; dass der Krebs zurück ist, ist ja wirklich eine sehr beunruhigende Neuigkeit, aber warum können wir nicht ganz in Ruhe darüber reden?«

»Weil du zu beschäftigt warst«, gab ich zurück. Ich hatte mittlerweile zwei Gläser Rotwein intus und war so müde, dass ich nur noch eins wollte: Ins Bett fallen und ausgehen wie ein Licht. Was ich auf gar keinen Fall wollte: Uwe erzählen, dass Sophie bald sterben würde. Ihm war sein *Tatort* wichtiger gewesen als seine Frau, die gerade erfahren hatte, dass bei ihrer Freundin wieder Krebs diagnostiziert worden war, er hatte mein Vertrauen und damit die volle Wahrheit nicht verdient. Trost konnte ich sowieso nicht von ihm erwarten, er war nicht der Typ, der einen liebevoll in den Arm nahm. Lieber entwarf er kluge Strategien und fuhr, wie er es gerne nannte, »die Schiene der Vernunft und Sachlichkeit«.

»Eine solche Nachricht muss doch erst mal ein wenig verarbeitet werden, ehe man darüber spricht«, erwiderte Uwe salbungsvoll – und absolut typisch. Den Juristen, der um eine Ausrede verlegen war, musste ich erst noch kennenlernen.

»Leider besteht bei Krebs ja immer die Gefahr, dass er zurückkommt, ich hatte ja schon im vorletzten Jahr, als es hieß, dass Sophie wieder ganz gesund sei, vor vorschneller Euphorie gewarnt. Steht der Behandlungsplan schon fest? In welches Krankenhaus kommt sie denn? Wieder in die Charité?«

»Behandlungsplan? Krankenhaus? Wovon redest du?« Rotwein und Müdigkeit hatten meine Gehirntätigkeit wohl eingeschränkt, ich konnte Uwe nicht folgen.

»Sie wird doch sicher wieder eine Chemotherapie bekommen? Und Bestrahlungen?«, fragte er eifrig. »Die Charité hat ja einen ausgezeichneten Ruf, gerade was Krebserkrankungen angeht. Du wirst sehen, bald geht es ihr besser. Sie schafft das schon. Sie ist ja eine starke Persönlichkeit mit ganz viel Willenskraft.«

»Ja. Ja, das ist sie. Ich gehe jetzt ins Bett«, sagte ich, so müde, dass ich am liebsten den Kopf auf die Schreibtischplatte gelegt hätte.

Uwe meinte es gut, das wusste ich. Auch wenn er nun mal war, wie er war. Ein Übermaß an Empathie konnte ihm niemand vorwerfen, aber das hatte ich ja gewusst, als ich mich für ihn entschieden hatte.

Als ich ihn kennenlernte, hatte ich die Nase gestrichen voll gehabt von Träumern, Mühseligen und Beladenen, Problembären sowie sensiblen Künstlern, die von der Hand in den Mund lebten und sich nur zu gerne von mir durchfüttern ließen – auch emotional. Ich hatte einen vernunftbetonten, zielstrebigem Mann und Beständigkeit, inklusive Trauring am Finger, gewollt. Und das hatte ich auch bekommen.

In dieser Nacht schlief ich wie ein Stein. Ich überhörte sogar den Wecker und wachte erst auf, als Uwe, schon fix und fertig angezogen, mich an der Schulter berührte. »Guten Morgen. Du musst jetzt auch aufstehen, Rosa, sonst kommst du zu spät in die Praxis.«

Ich kam nicht zu spät, sondern pünktlich in die Praxis, geduscht und geschminkt, und hatte es sogar noch geschafft, beim Bäcker vorbeizuspringen, um mir eine Kleinigkeit zum Mittagessen zu besorgen. In mir und um mich herum drehte sich die Welt, so wie sie sich immer drehte, weil es ihre Natur war, sich zu drehen, auch wenn mein Herz so schwer war, dass es eigentlich das gesamte Getriebe zum Stillstand hätte bringen müssen.

Als ich zur Tür hereinkam, telefonierte Julia gerade und winkte mir lächelnd zu. Tom und Kathrin waren schon bei der Arbeit, ich hörte ihre Stimmen, als ich an dem Sprechzimmer mit der rot gestrichenen Tür vorbeihuschte. Kurz darauf trug ich einen offenen weißen Kittel über weißen Praxishosen und einem blauen Poloshirt und empfing zusammen mit Julia meinen ersten Patienten des Tages: Den Jack-Russell-Terrier Prinz und sein Herrchen, Herrn Meyerling. Für mich nicht die optimale Kombination für einen stressfreien Tagesbeginn, aber was sollte ich machen? Es war mir leider nicht gelungen, Herrn Meyerling an Dr. Tom weiterzuleiten. Sein Prinz, davon war er überzeugt, brauchte

eine weibliche Hand. Der kleine Rüde war ungefähr so hoch wie breit und ähnelte verblüffend einem überdimensionalen Meerschweinchen. Die harmlose Optik täuschte, er legte sich gerne mit anderen Rüden an, was manchmal schiefging. Ich hatte schon öfter Bisswunden bei ihm verarztet. Heute ging es nur ums Impfen. Dazu gehörte eine kurze Untersuchung, ob der Hund gesund war. Während ich Prinz, der dabei wie üblich ununterbrochen knurrte, begutachtete, klagte Herr Meyerling sein Leid, in voller Lautstärke, denn er hörte sehr schlecht und ging davon aus, dass es dem Rest der Welt genauso ging: Eine Mieterhöhung sei ins Haus geflattert. Seine Nachbarin rede schlecht über ihn, hinter seinem Rücken, das sei ihm aus zuverlässiger Quelle zugetragen worden. Apropos Rücken, der schmerze unerträglich, bestimmt müsse er bald an den Bandscheiben operiert werden, und das sei der Anfang vom Ende, er werde bestimmt ins Pflegeheim müssen. Seine Lieblingstasse war aus dem Fenster gefallen, als er ein wenig frische Luft schnappen wollte und sich zu weit vorgebeugt hatte, weil er glaubte, einen Einbrecher im Haus gegenüber entdeckt zu haben. Seine Kinder und Enkel hassten ihn und besuchten ihn viel zu selten, und letzte Woche hatte seine geliebte Schefflera ihr letztes Blatt verloren und hauchte nun ihr Leben in der Mülltonne aus.

»Mit Prinz ist alles in Ordnung«, schrie ich, als Herr Meyerling Luft holte, um einen neuen Redeschwall zu starten. Während ich die Injektion setzte, klagte sein Herrchen lautstark darüber, dass das so nicht stimmen könne, denn Prinz leide oft unter Durchfall und Erbrechen. Dieses Thema hatten wir schon oft: Es war aus tierärztlicher Sicht absolut nicht empfehlenswert, wenn Prinz neben Hundefutter Delikatessen wie Kassler mit Sauerkraut und Kartoffelpüree, Buletten, Salami und Kotelett-Knochen verdrückte. »Der Hund ist immer noch zu dick, Herr Meyerling, und die Probleme, die Sie schildern, führe ich auf Ernährungsfehler zurück«, sagte ich streng. »Wenn Sie wollen, dass Prinz lange lebt und seine Verdauung nicht unnötig belastet wird, halten Sie sich bitte an den Fütterungsplan, den ich Ihnen neulich mitgegeben habe. Keine Naschereien, nichts vom Tisch. Konsequenz und ausreichend Bewegung sind wichtig. Frau Teschner gibt Ihnen gerne noch mal eine Kopie mit, nicht wahr, Julia? Und sie trägt auch die Impfung im Impfpass ein, und wenn Sie noch Fragen haben, kann sie Ihnen sicher weiterhelfen. Ich muss jetzt leider weiter zum nächsten Patienten.«

Julia, die immun gegen Herrn Meyerlings Nebelhornstimme und Klagelieder war, sagte lächelnd: »Aber klar. Das kriegen wir alles hin, was, Herr Meyerling?«

»Ich möchte auch gleich bezahlen!«, dröhnte der. »Ich mache keine Schulden! Wer weiß, ob ich morgen noch lebe! Aber für meinen Prinz ist gesorgt, meine älteste Tochter erbt ihn, ob sie will oder nicht, das steht im Testament!«

Mit einem Händedruck verabschiedete ich mich von Herrn Meyerling und eilte ins nächste Sprechzimmer, wo ein Meerschweinchen auf mich wartete, dessen Zähne abgeschliffen werden mussten.

Der Vormittag verging wie im Flug. Es war gut, dass so viel los war, ich kam nicht zum Nachdenken. Um zwölf Uhr mittags war das Wartezimmer leer und die Vordertür abgeschlossen, erst um halb zwei würde es weitergehen. Kathrin und Julia hatten es sich in der Teeküche gemütlich gemacht. Tom und ich waren für einen Spaziergang mit »Picknick« zur Krumpfen Lanke verabredet. Wir gingen öfter in der Mittagspause zusammen los und aßen unterwegs eine Stulle oder eine andere Kleinigkeit. Die Bewegung und die frische Luft taten uns gut, und wir nutzten die Zeit, um über Praxisinterna zu reden. Manchmal kamen auch private Angelegenheiten zur Sprache, und auch das tat gut. Tom war nicht nur mein hochgeschätzter Kollege, er war, obwohl ich wenig über sein Privatleben wusste, auch ein Freund.

Er kannte und mochte Sophie, er hatte mitgefiebert, als sie so krank gewesen war, er war glücklich gewesen, als ich berichten konnte, dass sie gesund war.

Heute nahmen wir unseren Lieblingsweg: Durch den Park, am Spielplatz vorbei und dann immer geradeaus bis zu den Treppen, die zum See hinunterführten. In der Nacht hatte es ein bisschen geschneit, eine dünne Puderzuckerschicht hatte die Bäume und Sträucher in einen Märchenwald verwandelt. Die Luft war klar, der Himmel blau, und die Sonne ließ den Schnee funkeln wie Kristall. Es war ein herrlicher Tag, und wie immer war ich aus tiefstem Herzen dankbar, dass ich so nah an der Natur wohnte, am Rande des Grunewalds mit seiner Seenkette, zu der auch die Krumpfe Lanke gehörte. Das war Berlin, wie ich es am meisten liebte; das stille, grüne Gesicht der Stadt, das vielen Leuten verborgen blieb.

Unsere belegten Brötchen aßen Tom und ich auf der kleinen Brücke, die ins Hundeauslaufgebiet an der Krumpfen Lanke führte. Wir lehnten am Geländer, hielten

unsere Gesichter in die Sonne und warfen ab und zu ein Stückchen Brot ins Wasser, um die erwartungsvolle Entenschar, die sich um einen einsamen Schwan im grauen Jugendgefieder scharte, zu erfreuen. Das war ökologisch nicht korrekt, aber Tierärzte sind auch nur Menschen.

Anschließend spazierten wir ein Stück am See entlang, und ich erzählte Tom, wie es um Sophie stand. Dass ich dabei anfang zu weinen, war nicht geplant gewesen, ließ sich aber nicht vermeiden. Tom murmelte irgendwas auf Polnisch, das wie ein Fluch klang, und dann schloss er mich einfach in die Arme, drückte mich fest an sich und sagte erst mal gar nichts.

Umarmt hatte er mich, seit wir uns kannten, exakt vier Mal: Zum ersten Mal vor der Party, die wir anlässlich der Eröffnung unserer Gemeinschaftspraxis geschmissen hatten; zum zweiten Mal, nachdem ich ihm von Sophies Krankheit erzählt hatte. Nach der Glücksbotschaft, dass Sophie den Kampf gegen Godzilla gewonnen hatte, hatte Tom mich nicht nur an sich gedrückt, er hatte mich hochgehoben und herumgewirbelt, als würde ich so viel wiegen wie ein Chihuahua. Er hatte Bärenkräfte und auch optisch etwas von einem Bären mit seinen dunklen, verwuschelten Haaren, den schmalen, leicht schräg stehenden Augen und der kräftigen Nase.

Seine Umarmung war so tröstlich, dass ich am liebsten nie wieder daraus aufgetaucht wäre, aber Tom wollte mir auch etwas sagen, und wie es seine Art war, wenn er mit jemandem sprach, wollte er mir dabei in die Augen sehen können. Sein Blick hatte etwas Hypnotisches, was ich auch darauf zurückführte, dass ein Auge hellbraun, das andere blau war, wie bei einem Siberian Husky.

»Rosa ...«, sagte er mit rollendem slawischem R, nachdem er mir ein ordentlich gebügeltes und gefaltetes Taschentuch überreicht hatte, »glaubst du an Wunder?«

»Das ist gar nicht nötig. Ich habe Veterinärmedizin studiert. Ich bin Naturwissenschaftlerin. Spontanremissionen bei onkologischen Erkrankungen im Endstadium sind dokumentiert, aber sie sind extrem selten.«

Tom legte seine Hände auf meine Schultern, ich konnte ihre Wärme selbst durch meine Daunenjacke spüren. »Du hast dich daran erinnert, dass du *weißt*, dass es Wunder gibt. Das ist sehr gut!« Er beugte sich zu mir herunter und flüsterte in mein Ohr: »Wunder sind